



Philosophische Kolumne

Philosophischer Irrtum: Zeit vergeht

von Timo Heidl (01.04.2020) | pfalzbote.de

Jede Epoche lebt von Gewissheiten, die kaum noch jemand bemerkt. Die Kolumne: [Gegen die Gewissheit – Philosophische Irrtümer](#) untersucht die verborgenen Voraussetzungen unseres Denkens und stellt jene Überzeugungen infrage, die als selbstverständlich gelten. In kurzen philosophischen Essays verbindet Timo Heidl klassische Denktraditionen mit neuen Perspektiven und zeigt, dass der größte Irrtum oft nicht in einer falschen Antwort liegt, sondern in einer Frage, die nie gestellt wurde.

„Die Zeit vergeht.“ Oft sagen wir diesen Satz, wenn Kinder plötzlich erwachsen sind oder wenn wir erschrocken feststellen, dass schon wieder ein Jahr vergangen ist. Unsere Uhren ticken, Geburtstage kehren wieder und vieles mehr scheint zu beweisen, dass die Zeit unaufhaltsam voranschreitet und uns mit sich fortzieht.

Schon der römische Bischof [Augustinus](#) rang mit diesem Rätsel. Er wusste, dass jeder Mensch ganz selbstverständlich von der Zeit sprechen kann, solange niemand nach ihrem Wesen fragt. In dem Augenblick aber, in dem diese Frage gestellt wird, entzieht sie sich. Dennoch blieb die Überzeugung über Jahrhunderte nahezu unangetastet, dass wir in ihrem Strom leben, und alles, was existiert, von ihm erfasst wird. Was geschieht aber, wenn diese Gewissheit auf einer sprachlichen Täuschung beruht?

Schauen wir auf eine Uhr. Was sehen wir dort eigentlich? Einen Zeiger, der sich bewegt, oder eine digitale Anzeige, deren Zahlen wechseln. Wir sehen zwar eine Veränderung, aber sehen wir damit auch

Zeit? Natürlich nicht. Die Uhr zeigt nicht die Zeit selbst, sondern einen regelmäßig ablaufenden physikalischen Prozess, den wir als Maß der Zeit verwenden. Dasselbe gilt auch für den Kalender, der mitnichten beweist, dass Zeit vergeht, sondern lediglich Veränderungen zählt. Ob wir beides seit Jahrhunderten verwechseln?

Stellen wir uns einen Felsen vor, der seit unzähligen Jahren auf einem Berg liegt. Der Wind schleift seine Kanten ab, bald überzieht Moos seine Oberfläche, und während Wasser im Winter in feine Risse eindringt, verdunstet es im Sommer wieder. Der Felsen verändert sich unaufhörlich – aber erlebt er deshalb, wie Zeit vergeht? Oder beobachten wir lediglich einen langsamen Wandel?

Nun stellen wir uns eine noch radikalere Möglichkeit vor. Angenommen, im gesamten Universum bewegte sich nichts mehr. Kein Stern würde kreisen, kein Atom schwingen, kein Lichtstrahl unterwegs sein und kein Herz schlagen. Gäbe es dann überhaupt noch einen Hinweis darauf, dass Zeit vergeht? Oder würde der Begriff der Zeit jede Bedeutung verlieren, weil es nichts mehr gäbe, woran wir ihr Vergehen erkennen könnten?

Vielleicht sprechen wir deshalb so selbstverständlich von der vergehenden Zeit, weil wir unablässig Veränderungen beobachten. Ein Blatt fällt vom Baum, mein Gesicht bekommt Falten, doch aus keiner dieser Beobachtungen folgt zwingend, dass die Zeit selbst fließt. Übertragen wir eventuell nur unsere eigene Vergänglichkeit auf etwas, das sich überhaupt nicht bewegt?

Unter diesem Blickwinkel wirkt der Satz „Die Zeit vergeht“ plötzlich ebenso merkwürdig wie die Behauptung, der Raum laufe davon. Niemand käme auf die Idee, so über den Raum zu sprechen. Warum tun wir es dann bei der Zeit? Womöglich deshalb, weil wir den eigentlichen Vorgang nur schwer ertragen, dass wir es sind, die vergehen.

Obwohl dieser Gedanke wie eine sprachliche Spitzfindigkeit klingen mag, verschiebt er den Mittelpunkt unseres gesamten Weltbildes. Solange wir glauben, die Zeit fließe an uns vorbei, erscheinen wir wie passive Zuschauer an einem gewaltigen Strom. Drehen wir die Perspektive jedoch um, verändert sich das Bild. Die Zeit bleibt starr, und wir bewegen uns durch sie hindurch wie Wanderer durch eine Landschaft. Statt einer vorbeiziehenden Landschaft sehen wir Wanderer, die selbst ihren Weg gehen.

Im Zusammenhang mit der Physik schrieb Albert Einstein einmal, dass die Unterscheidung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vielleicht nur eine hartnäckige Illusion sei. Mit seiner [Relativitätstheorie](#) geriet das Bild einer überall gleich fließenden Zeit so wieso ins Wanken, denn plötzlich hing Zeit von Bewegung und Gravitation ab und verlor den Charakter eines universellen Taktes. Vielleicht war das nicht nur eine physikalische Entdeckung, sondern deutete zugleich darauf hin, dass unser alltägliches Zeitgefühl weniger über die Natur aussagt als über die Art, wie wir Menschen in ihr existieren.

Unser Leben kennt schließlich nur eine Richtung. Wir werden älter, sammeln Erinnerungen und sterben eines Tages. Aus dieser Erfahrung entsteht das Gefühl eines Stromes, der uns unaufhaltsam mitreißt. Doch folgt daraus wirklich, dass die Welt selbst fließt? Erleben wir womöglich lediglich unsere eigene Bewegung? Ein altes Foto macht diesen Gedanken greifbar. Wenn ich es betrachte, spreche ich gerne von „damals“, als läge dieser Augenblick weit hinter mir. Das Bild selbst jedoch kennt kein Damals; es zeigt unverändert denselben Moment wie am Tag seiner Entstehung. Somit ist nicht dieser Augenblick weitergezogen, sondern ich bin es. Könnte es sich mit der Wirklichkeit insgesamt ebenso verhalten? Dass sich lediglich der Ort ändert, an dem wir selbst stehen, aber nichts verschwindet?

Von hier aus erscheint auch die Erinnerung in einem anderen Licht. Ich sage oft, meine Erinnerungen verblassten, weil die Zeit vergehe.

Aber was, wenn sie aus einem ganz anderen Grund verblassen und es nicht die Zeit selbst ist, die sie mir nimmt? Unser Gehirn verändert sich, neue Erfahrungen überlagern die alten und wir selbst werden zu anderen Menschen. Deshalb blickt jeder Mensch auch anders auf dieselbe Kindheit zurück. Damit hat sich nicht die Vergangenheit verändert, sondern der Mensch, der sich ihrer erinnert.

Das klingt zunächst ernüchternd, doch tatsächlich steckt darin eine unerwartete Freiheit. Wenn die Zeit nicht unser Gegner ist, müssen wir auch nicht gegen sie kämpfen. Wir müssen Zeit weder gewinnen noch verlieren und schon gar keine Zeit totschiessen. Schon diese Redewendungen verraten mehr über unsere Angst als über die Wirklichkeit. Es ist die Endlichkeit unseres eigenen Lebens, die uns unter Druck setzt, und nicht die Zeit, die wir in ihr wiederzuerkennen glauben.

Vielleicht sagen wir deshalb so oft, die Zeit vergehe. Es ist leichter, den Verlust einer unsichtbaren Macht zuzuschreiben, als einzusehen, dass wir selbst es sind, die sich verändern. Unser Körper wird älter, Beziehungen wandeln sich, Möglichkeiten verschwinden und neue entstehen. Das Leben wechselt seine Gestalt, während wir ihm zuschauen und meinen, die Zeit sei es, die an uns vorbeizieht. In Wahrheit könnte es genau umgekehrt sein. Vielleicht gleicht die Zeit keinem Fluss, der alles mit sich reißt, sondern einer stillen Landschaft, die unbewegt bleibt, während Generation um Generation ihren Weg durch sie nimmt. Jeder Mensch erscheint für einen kurzen Augenblick am Horizont, hinterlässt Spuren, begegnet anderen, verschwindet wieder, und doch verändert keine dieser Bewegungen die Landschaft selbst.

Wenn wir eines Tages nicht mehr da sind, wird niemand sagen können, die Zeit sei an uns vorbeigeflossen. Es wird nur heißen, dass ein Leben seinen Weg vollendet hat. Vielleicht genügt dieser Gedanke, um den Satz, den wir so selbstverständlich aussprechen, ein letztes Mal

zu überdenken. Es ist nicht die Zeit, die vergeht, wir selbst sind es, die durch sie hindurchgehen.